

Tobias Grüterich

Null

Detlev Nebelsee wird nachts munter. Er sieht eine schwarze Katze auf dem Schrank. Als er das Licht anschaltet, verwandelt sich die Katze in einen Ordner.

Detlev Nebelsee schaut auf seine Armbanduhr. Das Display ist kaum zu erkennen. Er tippt auf das Glas, die Zahlen verlischen ganz.

Das Preisschild auf der CD lässt sich nicht ablösen. Es liegt wohl daran, denkt er, dass das Geschäft längst pleite ist.

Detlev Nebelsee war einer der Stammkunden.

In der Stadt herrscht Zimmertemperatur. Die Sonne muss sich hinter den Wolken befinden, aber er sieht die Wolken nicht, der Himmel ist eine weiße Fläche. Auf halbem Weg zum Hafen kehrt er wieder um, plötzlich diese Vermutung, heute seine Flaschenpost wieder zu finden, unbeantwortet.

Der Kassierer beim Bäcker gibt ihm als Wechselgeld eine 10-Mark-Münze heraus. Die ist bestimmt selten, denkt Detlev Nebelsee, und lässt sie schätzen. Die Münze habe keinen Wert, das heißt doch: 10,- DM.

Er schiebt die Karte ein. Der Drucker springt an. Die Karte kommt heraus, die Kontoauszüge bleiben stecken. Er nimmt die Karte und geht wieder.

Er hätte auch eine halbe Stunde früher oder eine halbe Stunde später heimfahren können. Es hätte keinen Unterschied gemacht. Detlev Nebelsee lächelt gelangweilt. Ein großes Insekt zerschellt an der Windschutzscheibe. Komischer Tod.

Detlev Nebelsee telefoniert, der andere legt auf, er spricht weiter. So ist es leichter, höflich zu sein. Im Nachhinein staunt er, was er alles zu erzählen hatte.

Die Schnipsel können nicht klein genug sein. Er nimmt sie aus dem Papierkorb und zerreißt sie nochmal. Dieser Brief war schließlich für ihn bestimmt und nur für ihn.

Detlev Nebelsee blättert in seinem Kalender, in dem vom

letzten Jahr. Am 7. April eine Eintragung: »Blumen für C«. Wer war »C«? Als die Straßenbeleuchtung eingeschaltet wird, sieht er, wie dunkel es ist.

Tina Kettering

Der russische Liebhaber

Ich wurde, wenn nicht in Liebe, so zumindest in Leidenschaft, in der Enge eines oberfränkischen Dorfes gezeugt. Meine Mutter sagte es, meine schöne, stille Mutter, die, bevor sie ihre Sprache verlor, erst ihre Hoffnung verlieren musste. Leidenschaft war das, Tochter, sagte sie, den Blick starr aus dem Fenster gerichtet, so wie sie die letzten Jahre ihres Lebens auf dem Dachboden verweilte, starren Blicks, über das Dorf hinwegsehend, einer unerreichbaren Welt außerhalb nachsehend. Ich erinnere mich, dass Leidenschaft nicht unbedingt Zärtlichkeit mit einschließt. Diese, denke ich, wenn ich mir jetzt die festgefrorenen Züge meiner noch jungen Mutter in Erinnerung rufe (denn es fiel schwer, sie in meinem Kopf altern zu lassen), diese war zeitlebens gefangen. Ob in diesem Dorf oder in sich selbst wage ich mir nicht zu beantworten. Gefangen aber war sicher auch mein Vater, an dessen große, brutale Hände ich mich erinnere, nur an diese, als hätte es sonst nichts gegeben an diesem Mann, der die Liebe betrieb wie das Holzhacken. Ich konnte sie mir nie an dem sanften Körper meiner Mutter vorstellen, der zusammenzuckte bei jedem noch so kleinen Laut, bei den Berührungen, die sie so verabscheute. Die kleine Frau mit den eisblauen Augen, deren Farbe so vage war, dass man glaubte hindurch sehen zu können. Die schmale reglose Hand, die, solange ich mich erinnern kann, auf der Lehne des Stuhles lag, auf dem sie ihr Leben verbrachte. Die in Wut und Abneigung zusammengekniffenen Lippen.

Einmal gab es Hoffnung. Einmal hatte sie bereits ihr Bündel gepackt und sich an die Dorfstraße gestellt, nachts, den Kopf mit einem dunklen Tuch verdeckt auf einen der Lastwagen gewartet, die als Einzige zu dieser Zeit durch das Dorf fahren, weil es eine Abkürzung in die nächste Stadt war, wenn man 45 Kilometer weiter die Autobahn verließ. Hatte sich auf einen Stein gesetzt und gewartet, bis jemand

kam sie mitzunehmen, vielleicht in die russische Heimat, wo sie noch ferne Verwandte hatte, vielleicht irgendwohin.

Dann aber zog sich ihr Bauch, dessen Anschwellen sie nicht bemerkt hatte, krampfartig und schmerzhaft zusammen, immer wieder und immer stärker und sie schleppte sich die vier Kilometer zu unserem Haus am anderen Ende der Straße zurück, der Gang unterbrochen von heftigen Krämpfen. Als ich mir meinen Weg durch ihren Körper bahnte und schließlich mein Kopf in die Welt durchbrach, schrie sie nicht. Sie hatte niemals geschrien noch geweint. Sie lag schwitzend auf dem Lager und krümmte sich stumm in ungewolltem Schmerz. Mir, schreiend, blutig und frierend, drehte sie den Rücken zu, von da an bis zu ihrem Tod. Tochter nannte sie mich, niemals bei meinem Namen, und es klang wie eine Anklage.

Dass sie die Schwangerschaft nicht bemerkt hatte, ihre Periode weiterhin regelmäßig bekam und das Anschwellen ihres Bauches auf zu wenig Bewegung und zu viel fettes Essen schob lag wohl daran, dass ihr Unterbewusstsein es erfolgreich verdrängt hatte, wie es etwas zu verdrängen versucht, dass man nun absolut nicht haben möchte. So erklärte es mir, achtundzwanzig Jahre später, ein mir befreundeter Psychologe.

Und dann, fragt mein Liebhaber mit knochigem, russischen Akzent, denn er ist es, dem ich das erzähle, der danach fragte, nach meiner Familie, weil er von den Geschichten seiner Geliebten lebt. Dann, sage ich, den Blick über verschneite Moskauer Dächer gerichtet, so, wie meine Mutter wohl über die weitaus niedrigeren Dächer des oberfränkischen Dorfes gesehen hatte, dann verlor sie alles, was ihr noch Raum zum Träumen gegeben hatte. Sie sah ihr Leben nun endgültig zwischen dreiundfünfzig Fachwerkhäusern festfahren, zwischen den Blicken der Dorfbewohner, die sie russisches Flittchen nannten, als sie noch mit hochehobenem Kopf und kurzen Kleidern über die Straße ging. Sie entzog sich meinem Vater gänzlich, als sie noch ein zweites Kind gebar, dieses Mal nicht einmal in Leidenschaft. Sie richtete sich auf dem Dachboden ein, direkt am Fenster,

und legte sich eine Matratze zum Schlafen daneben. Mein Vater gab es bald auf, sie am Arm zu packen und in das Schlafzimmer zu zerren, wo sie sich ihm starr und schweigend hingab, er gab es auf, sie anzuschreien, sie solle doch mit ihm reden. Anfangs sprach sie noch, wenn ich auf den Dachboden kletterte und mich zu ihren Füßen setzte. Russisch nur, denn das war das Einzige, was ihr als Flucht und Schutz geblieben war, und, als sie merkte, dass ich mir die Sprache angeeignet hatte um sie zu verstehen, auch das nicht mehr. Da nahm sie sich das Schweigen, das wir nicht lernen konnten. Ihre Nähe hatte sie mir konsequent versagt.

Ob das nicht negative Auswirkungen auf mich gehabt hätte, fragte mich mein Liebhaber, den ich fast vergessen hatte.

Dass mir nur mein Bruder einfällt, sage ich. Dass er darunter litt, nicht ich.

Er, der jüngere, der hübschere, der vor meinem Spiegel saß und sich mit unserer Mutters Make-up schminkte, ihre vergessenen Kleider trug, mich um Rat bat. Dem ich die Augenlider nachzeichnete, die Perücke feststeckte. Dem der Vater die Weiblichkeit aus dem Körper zu prügeln versuchte, die ich so bewunderte. Du bist schöner als die meisten Frauen, die ich kenne, sagte ich ihm, wenn wir die Prelungen und Blutergüsse zu überschminken versuchten. Da konnten seine ernsten, eisblauen Augen, die Augen der Mutter, lachen und er drückte seinen schmalen Kopf gegen meine Brust. Dir hat sie wenigstens die Augen gegeben, sagte ich ihm. Weißt du's nicht, Schwester, die sind ein Fluch.

Der Körper meines Bruders von der Decke der Scheune hängend, den Kopf in der Schlinge, die Augen seltsam verdreht. Da war er siebzehn Jahre alt. Er hatte sich Mutters bestes Kleid angezogen, das Gesicht geschminkt, die unechten Haare kunstvoll hoch gesteckt. Niemals vorher hatte ich ihn so schön gesehen. Meine Königin, sagte ich und legte meine Arme um den kalten Leib. Er hatte von jeher eine Leidenschaft für den Tod besessen, die ich für das Leben nicht aufbringen konnte.

Mein Vater, der mich tobend von ihm wegzerzte, der ihn